

Erinnerungen einer Lehrersfrau aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg

Aus dem Tagebuch der Josephine Hartlmaier

Mitgeteilt von Josef Hartlmaier

Josephine Hartlmaier, geborene Laugl, entstammte einer Münchener Familie. Ihr Vater stand in königlichem Dienst. Sie selbst besuchte dort nach den Volksschuljahren die Präparandenschule und wurde Lehrerin. In Anzing, ihrem ersten Posten, lernte sie den Hilfslehrer Joseph Hartlmaier, einen Ebersberger Bezirkstierarztssohn, kennen, den sie später heiratete. Der gemeinsame Lebensweg führte von Wangen am Starnberger See über Bergkirchen nach Weilheim/Obb., wo Joseph Hartlmaier 1916 als Bezirksoberlehrer verstarb. Von den sechs Kindern, die der Ehe entsprossen, sind drei in Wangen, drei in Bergkirchen geboren. Frau Josephine überlebte ihren Gatten um 40 Jahre. Heuer hätte sie ihren 100. Geburtstag feiern können.

Ihr Leben hat sie in elf dicken Wachstuchheften niedergeschrieben, und zwar so, wie sie es empfunden hat. Dabei nimmt sie sich kein Blatt vor den Mund und hält mit ihren Gefühlen nicht hinter dem Berg. Immer wieder überrascht sie durch lebhafteste Schilderung. Ihre echt bayerische Art und ihr Münchener Blut kommen dabei deutlich zum Ausdruck. Im folgenden bringen wir einen Ausschnitt aus den Aufzeichnungen, die sich auf den Dachauer Raum beziehen und durch das Zeitkolorit sicher allgemeines Interesse finden.

Sooft der Schulanzeiger ins Haus kam, forschte mein Mann nach den frei gewordenen Posten. Mehrmals bewarb er sich auch, wenn der Platz begehrenswert schien. Doch immer wurde ihm ein anderer vorgezogen. Schließlich wurde Bergkirchen ausgeschrieben, ein Pfarrdorf im Schulbezirk Dachau. Das wollte sich mein Mann anschauen und eventuell darum eingeben.

Am 18. März 1900 reiste er hin und blieb bis zum 19. abends fort. Er kehrte zurück mit den denkbar besten Eindrücken. In Bergkirchen hatte er einen Kurskollegen gefunden, der mit dem dortigen Pfarrer, einem sehr netten, feinen Mann, verwandt war. Der Ort liege sehr hübsch auf einer Höhe, es biete sich von dort eine prächtige Fernsicht auf die Alpen und etwa 20 Ortschaften. Das Schulhaus sei windig, es lägen aber bereits die Steine da zu einem neuen; das Gehalt sei fast nochmal so hoch wie in Wangen.

Die Kunde, daß wir unser liebgewordenes Wangen bald verlassen würden, war bald überall im Ort verbreitet. Es schien, als wollten uns die Leute halten, so nett waren sie alle zu uns. Besonders der Kochbauer überhäufte uns mit Gaben: Tauben, ein Spanferkel, überwinterte Äpfel, Kletzen, Brot, selbstgemachte Schweinswürstel, Rehgewichtel und ein ausgestopftes Eichhörnchen.

Nachdem jedoch die Eingabe um den neuen Posten gemacht und von der Behörde bewilligt war, gab es kein Überlegen und kein Zurück mehr.

Der Tag, an dem wir von Wangen scheiden mußten, rückte heran. Eine Reisekutsche brachte uns, nachdem unsere Habseligkeiten im Möbelwagen verstaut waren, einer unbekannteren Gegend und einer verschleierte Zukunft entgegen.

Ankunft in Bergkirchen

Am 1. Mai goß es in Strömen, wenigstens bei unserer Ankunft in Dachau. Ein sechssitziger, aber offener Jagdwagen führte uns nach Bergkirchen, unserer neuen Heimat. Von Dorf und Landschaft sahen wir nicht das Geringste, so verhängt war der Himmel. Nach dem Passieren einer Brücke und einer immensen Schmutzlache zwischen niederen Gehöften machte der Wagen mit einem plötzlichen Ruck halt und wir sahen uns umringt von der Schuljugend und dem

Gemeindeausschuß. Mein Mann stieg aus und nun schwang der Bürgermeister von Bergkirchen eine gut ausgedachte Begrüßungsrede, die der »neue« Lehrer ebenso herzlich erwiderte.

Die Insassen des feudalen Jagdwagens wurden jetzt eingeladen und vorerst im Schenkraum der Wirtschaft Groß verstaut. Dort konnten wir uns wenigstens die steif gewordenen Hände und Füße erwärmen. Nach viertelstündiger Rast ließ uns Herr Pfarrer Gröschl holen. 75 Stufen stiegen große und kleine Füße empor. Da tauchte aus dem Nebel eine verwaschene Kirche inmitten einer zitadellenartigen Umfriedung auf. Rechts daneben aber, etwas tiefer, stand ein Haus, dem strebten wir zu. An der Tür lehnte eine große, hagere, kropfige Magd. Sie befand sich im Gespräch mit einer kleinen, nudeldicken Frau. Während mein Mann den Herrn Pfarrer aufsuchte, nahm uns, mich mit den Kindern, die freundliche, dralle Frau in Beschlag und führte uns der neuen Wohnung zu, damit wir unsere Gepäckstücke ablegen konnten.

Am Ziel angekommen, war ich dem Umfallen nahe. Ein kleines Häuschen, nur aus dem Erdgeschoß bestehend — es lag noch dazu einen halben Meter tiefer, als die vorbeiführende Straße —, sperrte sie auf. Sechs Monate, seit dem Wegzug des Vorgängers, war sie verschlossen geblieben. Darum empfing uns beim Eintritt ein wahrer Modergeruch. Eine echt bäuerliche Tür mit entsprechendem Schloß öffnete einen niedrigen, grasgrünen Raum mit vier kleinen Fenstern, in dem aber ein unscheinbarer Kachelofen behagliche Wärme verbreitete. Für die anderen Räume hatte Frau Rauschmeier, unsere Führerin, die Schlüssel vergessen.

Das Dienstmädchen kauerte sich mit den Kindern auf einen zurückgelassenen Schemel, auch der treue Nimrodl ließ sich in der warmen Ecke müde nieder und nun fiel die Gruppe über die mitgebrachten Mundvorräte her und war bald in bester Stimmung; nicht so ich.

Die durch so viele neue Eindrücke verschüchterte Kleinst ließ sich von mir nicht trennen. So schleppte ich sie denn mit. Mich trieb es in die Kirche. Da wollte ich Trost suchen und mein schweres Herz erleichtern, aber sie war versperrt. Kurz entschlossen und überwältigt von den bisherigen

schlimmen Eindrücken setzte ich mich mit meiner Bürde auf die Steintreppe vor dem Portal. Da lag vor mir das öde Moor, unendlich und uferlos wie ein Meer, darüber grau die Wolkenmassen, aus denen unaufhörlicher Regen niederströmte. Auch bei mir öffneten sich die Schleusen, ich fing an zu heulen, das schlafende Kind in den aufgeschürzten Rock meines Kleides hüllend.

Wie lange ich so gesessen, weiß ich nicht. Auf einmal stand eine kleine, freundliche Frau vor mir, die Pfarrhaushälterin, die mich mit in den Pfarrhof nahm, und zwar gleich in ihr Zimmer. Das muntere Geplauder der Frau taute mich auf, außen und innen, und als ich bald darauf dem feinen Pfarrherrn gegenüberstand, flohen einige Zeit alle trüben Vorstellungen. Wir speisten heute alle im Pfarrhof, auserlesen und reichhaltig, wie Herrschaften.

Nachmittags kamen die Möbelwagen, wie Riesen standen sie vor unserem Liliputhäuschen. Da packte mich nochmals die Verzweiflung und ich bat meinen Mann, die Wagen doch wieder umkehren zu lassen, weil diese wenigen kleinen Räume unsern Besitz ja nicht zu fassen vermöchten. Leider wußte ich so gut wie er, daß das nicht ging. So trugen die Packer halt doch Stück für Stück herein. Hohe Schränke waren nicht unterzubringen. Der rote Kirschbaumschrank kam auf die Diele im Pfarrhof, der massive braune ins Hilfslehrerzimmer jenseits der Straße im Schulhaus. Das Büfett mußte in zwei Teilen aufgestellt werden, weil es aufeinandergestellt zu hoch war. Auch unsere neuen Schlafzimmerbetten ließen sich nicht unterbringen, weil sonst die Tür nicht mehr aufgegangen wäre. Wenigstens stand die Küche mit der Falltür in den Keller bald in Ordnung. Mein Mann schien ganz zufrieden, da er nun endlich das Klavier im Wohnzimmer hatte, alles andere machte ihm keine Sorge. Die Kinder stürmten kreuzfidel mit Nanni, unserem Dienstmädchen, aus und ein. »Uns gefällt es hier«, sagten sie. »Da kann man so schön spielen. Eine Tenne ist da und ein Stall und droben gibt es viele Kämmerchen.« Mich konnte das nicht beruhigen. Nur durch Notlösungen brachten wir alles, was unsere Habe war, unter. Mein Mann tröstete sich und mich damit, daß in kurzer Zeit gebaut würde, nachdem drüben 2 000 Steine bereitlagen.

Früh 7 Uhr kam schon der Bürgermeister und legte meinem Mann die zu behandelnden Schriftstücke vor. Wir eröffneten ihm, daß das Dach reparaturbedürftig sei; denn in der Nacht hat es uns buchstäblich ins Bett geregnet. Auch der Brunnen mußte gerichtet werden. Von fließendem Wasser spürte man hier nichts. Die Quelle lag unten im Tal. Als es im Lauf des Tages aufhörte zu regnen, betrachtete ich den Garten. Er war sicher das Beste von unserem neuen Posten. Der Wurzgarten schien famosen Boden zu haben, dazu eine schützende Wand gegen Norden und Nordwesten. Zum Schuldienst von Bergkirchen gehörten auch mehrere gute Gründe zu ökonomischer Nebenbeschäftigung. Wir waren aber in keiner Weise angerichtet, die Geräte hätten viel zu viel Geld gekostet. So verpachtete mein Mann die Felder. Butter und Milch holten wir im Pfarrhof; dort hielt man selbst Kühe.

Jenseits der Straße lag das Schulhaus, äußerlich nicht als solches erkennbar, sondern verwahrloster als die ärmste Hütte. Wie Zahnruinen standen vier bis fünf ehemalige Zaunpfosten ohne jede Verbindung zum Himmel, der eine noch gerade, der nächste schief. Von den vier Fenstern gegen die Straße konnte man nur noch zwei mit den Läden schließen. Ein Laden war ständig zugeklappt, andere hingen windschief in den Angeln. Ein Fenster hatte papierernen Scheibenersatz erhalten. Der Boden in den beiden Schulsälen spottete jeder Beschreibung. Da gab es Löcher und meterlange Spalte. Mäuse und Ratten konnten ungeniert ihre Vorräte einholen und in Ruhe verzehren. Wohl hundertjährig schienen die beiden wackeligen, abgefärbten Schultafeln und Gestelle zu sein. Der Christus an der Wand war wurmstichig, das Bild des Prinzregenten hing unten zum Rahmen hinaus. Die Bänke ältesten Typs zeigten vandalische Verstümmelung.

Ich sagte zu meinem Mann: »Und solche Zustände haben dich angezogen?« In diese beiden Räume hatte man ihn nicht geführt. Die Gegend hatte es ihm angetan, ebenso die wohlwollende Güte des Pfarrers.

Wo man hinschaute, erblickte man nichts als Verfall. In der Hoffnung auf ein neues Schulhaus ließ man am alten nichts mehr ausbessern. Es hatte sich bald herumgesprochen, daß ich mich unter solchen Verhältnissen unglücklich fühlte und mancher, der uns im Dorf begegnete, sagte ironisch: »No ja, d' Frau muß sich halt aufs neue Haus vertrösten, wenn's ihr im alten net g'fällt.« Einen, der sich so äußerte, packte mein Mann einmal beim Wort und fragte: »Ja, wann ist denn der Neubau in Aussicht genommen?« Darauf die Antwort: »Ja mei, des ka no lang dauern.« Auf den Hinweis, daß ja schon die Steine daliegen, erwiderte er: »Ja, de liagn scho 10 Jahr da, na könnens no amal solange liagn.« Jetzt war das Perplexsein an meinem Mann. Jedenfalls war ihm die Lust zu einem »freudigen« Schulanfang gründlich vergangen.

Neue Unannehmlichkeiten

Bald hatten wir gemerkt, daß der Pfarrer mit seinen Angehörigen vom ganzen Dorf boykottiert wurde. Andererseits suchte dieser wieder eine Fühlungnahme meines Mannes mit den Leuten vom Dorf offenkundig zu vermeiden. Sechs Tage lang lud man unsere ganze Familie samt dem Hilfslehrer gegen geringe Bezahlung in den Pfarrhof zum Essen.

Auch bezüglich des Chorgesanges gab es unliebsame Entdeckungen. Sängerinnen, die beim Vorgänger in der Kirche gesungen hatten, zeigten sich jetzt gegenüber jeder Einladung meines Mannes widerspenstig. Auch das war gegen den Pfarrer gerichtet. Unter diesen Umständen mußte mit einer Neubildung des Kirchenchores begonnen werden.

Nach und nach versuchte mein Mann den Bauern näherzurücken. Er erfuhr dabei, daß dem Pfarrer besonders zwei Dinge übelgenommen wurden. Einmal, daß er ein als ziemlich leichtsinnig geschildertes Mädchen immer noch im Haus behalte und im Dorf herumlungern lasse. Weiter, daß

scinetwegen die Bauern täglich eine außerordentliche Nachtwache aufzubringen hatten, weil in der Nacht zum 16. April des Pfarrers Pferd durch die Hand eines Übeltäters am Rücken verletzt worden war. Eine Anzeige am Bezirksamt habe die Nachtwache bewirkt. Die Bevölkerung war sich darin einig, daß die Ursache für die Verletzung des Tieres niemand anderer war, als die zwei »Pfarrschicksen«, nämlich die zwei dort bediensteten Mägde.

Schließlich kam ans Licht, daß jener Schurkenstreich wirklich von der älteren Pfarrersmagd ausgeführt worden war. Sie verschwand aus dem Dorf. Als bald darauf Herr Pfarrer mit meinem Mann ins Wirtshaus kam, erwies man ihm

wieder die gebührende Hochachtung. Der Groll schien beseitigt zu sein.

Nur eine verharrte noch im alten Haß, schoß aus der noch gefüllten Kirche, wenn der Geistliche nach dem Amt das Weihwasser auszuteilen sich anschickte, und betete beim »Brosi-Kreuz«, wo im Freien Rosenkränze abgehalten wurden, mit den Bauernweibern laut noch ein besonderes Vaterunser, »damit den Pfarrer bald der Teufel hole.«

(Fortsetzung folgt)

Anschrift des Verfassers:

Gymn.-Prof. Josef Hartlmaier, 8911 Issing 122.

Grausame Methoden zur Wahrheitsfindung

Von Josef Brückl

Ehe heutzutage ein Richter einen Beschuldigten verurteilt, muß die Staatsanwaltschaft Zeugen und Beweise aufbieten und dem Angeklagten die Schuld nachweisen. Alle Zweifel werden zugunsten des Betroffenen gewertet; denn es herrscht die Ansicht, lieber tausend Schuldige frei laufen zu lassen, als einen Unschuldigen einzusperren.

In früheren Jahrhunderten unterzogen sich die Gerichte nicht so umfangreicher und oft recht mühsamer Ermittlungen. Zeugen waren nur selten vonnöten. Was der Richter wissen wollte, erfuhr er entweder durch »gütliche« Befragung oder aber durch barbarische Mittel vom Bedauernswerten selbst. Die Behörden machten mit wirklichen oder angeblichen Gesetzesbrechern nicht viel Federlesens. Wollte er nicht gestehen — z. B. weil er den ihm zur Last gelegten Tatbestand nie begangen hatte —, dann wurde er eben auf die Folter gespannt und so gequält und geschunden, daß er alle Beschuldigungen »ganz freimütig eingestand«.

In der Barockzeit, die so gern als Bayerns goldenes Zeitalter gepriesen wird, war die peinliche Befragung sozusagen noch an der Tagesordnung. Sie war durch jahrzehntelange Erfahrung bereits so perfektioniert, daß sie regelmäßig zum »Erfolg« führte. Daß bei diesen grausamen Methoden Taten zugegeben wurden, die niemals begangen worden sind, ist eine traurige historische Tatsache. Wer könnte die Qualen auch physisch ertragen? Wie so ein Prozeß planmäßig ablief, zeigt der folgende Fall aus Freising.

Am 21. September 1720 wird Therese Kaiser, Amtmannstochter aus München, in Freising verhaftet. Die Behörden legen ihr zur Last, durch falsche Briefe und Patente bei verschiedenen Geistlichen viele Gelder »herausgeschwätzt« zu haben. Im anschließenden Prozeß treten keine Zeugen auf und die Beschuldigte beteuert wiederholt ihre Unschuld. Ungeachtet ihres »beharrlichen Leugnens« wird sie am 31. Januar 1721 verurteilt. Durch die hochfürstliche geistliche Regierung wird ihr im Amtshaus das Urteil ver-

kündet. Dort wird auch dem Scharfrichter der Auftrag erteilt, die Verurteilte »eine Viertelstunde lang auf dem Platz auf Schrägen öffentlich« vorzustellen und ihr eine Tafel mit der Aufschrift »Theresia Kaiser, Betriegerin« an den Hals zu hängen. Nachdem sie bereits vor der öffentlichen Anprangerung die Urfehde geschworen hat, wird sie mit Ruten ausgehauen.

Weil die Verurteilte völlig mittellos ist, fallen sämtliche Unkosten der Staatskasse zur Last. Der Amtmann stellt eine Rechnung auf und präsentiert sie der fürstbischöflichen Finanzverwaltung. Im einzelnen sind folgende Unkosten angefallen:

1. Theresia Kaiser wird am 21. 9. 1720 verhaftet und vom Gericht Schwaben gefesselt in den bischöflichen Karzer nach Freising geliefert, wo sie vom hiesigen Amtmann übernommen wird. Das Einführgeld beträgt 8 kr 4 hl.
2. Als dieselbe von der hochfürstlichen geistlichen Regierung examiniert wurde, mußte sie am 14. Oktober vormittags und nachmittags sowie am 16., 23. und 26. dieses Monats vorgeführt werden. Das macht je Vorführung 30 Pf, zusammen also 42 kr 6 hl.
3. Weil sie zu keinem Geständnis gebracht werden konnte, »sondern sich mit Reden so ungesticmb und obstinat« auführte, »hat man ihr den 26. Oktober 20 Carwätschstrich geben müssen«. Das macht 34 kr 2 hl.
4. Am 16., 18. und 27. November 1720, dann am 11., 28., 30. und 31. Januar 1721 wurde sie je einmal zum Examen geführt, am 14. Januar aber zweimal. Das macht insgesamt 1 fl 17 kr 1 hl.
5. Auf Befehl ist der Verhafteten ein »Hemmet« (Hemd) erkauf worden 48 kr.
6. Am 31. 1. 1721 hat man sie auf dem Platz vorführen müssen 17 kr 1 hl.
7. Für das Austreiben des Volkes 17 kr 1 hl.
8. Atzung (Verpflegung) vom 21. 9. 1720 bis zum 31. 1. 1721, also 133 Tage, jeder Tag zu 30 Pf, macht zusammen 19 fl.